

Adelsblatt war eine Anfrage nach einem Sattel für einen früheren Offizier in leibet. Da fand ich Papas Sattel, und es entspann sich der Briefwechsel. Er war ein Deutscher, der in den alten deutschen Generalstab war. „Und hier eine so gute Freundin!“ Es schwang vielleicht eine Frage im Ton, aber Gräfin Hanna hörte sie nicht. Ach, der ferne Freund wußte nicht, daß sie häßlich war. Dem Rittmeister hier würde man es erzählt haben. Niemals hatte sie die Geltung ihres inneren Gefühls rein erleben können wie nun in diesem Briefwechsel.

Hanna ging wieder heim und begann, den Brief zu beantworten. Da klingelte es, und der Despechenbote stand da. Ein Telegramm? Wer von den Verwandten war krank? Sie riß den Umschlag auf: „Möglicher Auf in Heimat. Bin schon Hamburg. Besuche Sie morgen um Teetunde. Handkuss. Kurt Egloff.“

Eine Sekunde lang glaubte sie an Täuschung. Aber ja doch, er war einen Posttag später gereist als sein Brief. Eine Sekunde lang herrschte Freude hoch. Dann folgte Entsetzen: Kurt Egloff durfte sie nicht sehen! Unter keinen Umständen! Denn dann war alles aus. Sie mußte, wie die besten und liebsten Bettern bei aller Herzlichkeit sie gar nicht als weibl. Wesen nehmen. Sie kannte die ewig mittelstigen Blicke guter Frauen, die sie verurteilten. Sie mußte fort. Eine schlaflose Nacht kam. Am Morgen der Besuche des Ehearztes, er habe keinen Erfolg für sie. Sie wollte sich die Straßen. Sollte sie in ein „Schönheitsinstitut“ gehen, sich schminken, das armenhafte Haar künstlich vervollständigen lassen? Wäre Blässe durchkreuzt ihr Hirn. Konnte sie nicht abtelegraphieren? Aber sie mußte ja keine Waise. Und in drei Stunden war Egloff schon da. Also, sie mußte irgendwohin fliehen. Aber im Pflichtgefühl der Dame hatte sie schon Dinge zum Tee gekauft, richtete sie zurecht, schickte zu den Bekannten, ihr das Mädchen zum Türöffnen zu leihen, klebte sie um. Und zog sich auch den Mantel an, denn sie wollte doch fort, am Abend durch die Straßen irren, — nur um die Enttäuschung in Egloffs Gesicht nicht zu sehen, nicht den letzten Jugendtraum noch zu verlieren. Da klingelte es. Verstört blickte sie nach der Uhr. Es war so früh — er konnte es noch nicht sein. Aber da klang eine Männerstimme. Sie hatte gerade noch Zeit, den Mantel in ihr Schlafzimmer zu tun — und dann — o Himmel, und dann! — Sie zitterte, als brähe das jüngste Gericht herein. Sie dachte, sie rede irre Worte, während doch ihre Erzählung sie nur das Schicksale tun ließ. Und plötzlich kam ein Aufsturm über sie. Sie wußte nicht, daß sie nicht gleich gewagt hatte, Kurt Egloff anzusehen. Es war ihm eine halbe Minute Zeit geblieben, sein Erschrecken zu meistern. Aber das bedachte sie nicht. Sie sah nur, er lächelte, er war ein schöner, sehr verbindlicher Mann, der, um die erste Scheu der Begegnung zu überbrücken, ihre Kleinigkeiten, ihre Bilder an den Wänden betrachtete und dabei plauderte. Ja, so ruhig mußte er zu plaudern, zu danken für alles Gute, was ihm ihre Briefe gegeben, daß eine Art Sicherheit über sie kam. Sie lachte viel, ohne an ihre langen, über einander geschobenen Zähne zu denken, sie geschickte gedankenlos Arak in den Tee, der ihr Gesicht erhitzte, ihre Hautfarbe noch schrecklicher machte. Sie fragte dringlich nach Egloffs Plänen, ob er nun hier bliebe. Die Glätte der Antworten schien ihr nur lang entbehrte Ritterslichkeit. Plötzlich sprang Egloff auf: „Tausend Verzeihungen, ich muß ja zu einer Sitzung nach Berlin. Muß ein Auto nehmen.“ Er küßte ihre Hand, knabberte Eile kam über ihn. „Wir sehen uns doch noch, liebe Freundin?“

Sie war wieder allein. Lange Tage später begann sie zu ahnen, was es hieß: „Wir sehen uns doch noch!“ Es war der Abschied einer Freundschaft, die ihr Lebensinhalt gewesen. Es kam kein Brief, und sie wußte nicht einmal, wo er in Berlin wohnte. Gräfin Hanna telephonierte im Automaten an ein paar bekannte Hotels. Ohne Erfolg. Endlich erhielt sie eine flüchtige Ansichtskarte aus München. Sie konnte an jedermann geschrieben sein. Sie waren Fassung und Hoffnung um. Sie dachte nicht einmal an die Bedienung, die sie getreulich jeden Nachmittag kommen ließ und die in der engen Wohnung ihr Schluchzen hören konnte. Eine Zerbrochene bewachte den Tod eines Traumes.

Sie hörte nicht, daß draußen die Tür ging und ein so vorsichtiges Gehen war. Aber sie fühlte plötzlich etwas Reuchtes an ihrer Hand — und sah den Schieferhund des Rittmeisters Berger, den ihn selbst. „Gräfin Hanna.“ Seine Stimme klang nach irgend einem Anhalt, „sind Sie mit böse, daß Sie schon eine Woche nicht mehr kommen?“ Sie hatte keine Beherdigung mehr. Sie stieg herauf: „Ich mache niemand Freude, wenn ich komme, ich bin ja so häßlich, so erschreckend häßlich.“ — Der blinde Rittmeister kannte den Anlaß dieses Ausbruchs nicht. Aber er wußte, was Leid und Unglück ist und weiche Wohlart ihm Hannas Besuche, ihre stille Art, ihre teilnehmende Fürsorge, ihr gutes Herz waren. Er sagte: „Mir gilt dein inneres Gesicht, Hanna, und ich habe nicht nur acht Tage auf dich gewartet!“

Der Wiedererstandene von Malplaquet

Von Georg Wagner.

Man schrieb das Jahr 1709, und der Spanische Erbfolgekrieg verheerte seit langen die Österreichischen Niederlande. Es stand schlecht um die Sache Ludwigs 14. Lille war gefallen, und der Marschall von Villars sollte Nordfrankreich gegen die Kaiserlichen unter Prinz Eugen und gegen die Engländer verteidigen.

Bei Malplaquet wartete der Franzose auf den siegreichen Feind. Jeder seiner Leute wußte, um was es ging. Jeder ahnte, daß bei der Entscheidung gekämpft werden sollte. Auch der junge Graf Le Danois, Leutnant im Regiment Royal Flandres, war sich des Ernstes des kommenden Tages bewußt: „Es kann mein letzter sein.“

Als das Regiment die Wachen bezogen hatte, ging er zum Obersten: „Ich möchte von meiner Mutter Abschied nehmen. Sie wohnt in ihrem Schloß Ruennes, eine Meile von hier. Ich bitte um drei Stunden Urlaub.“ Der Oberst gab dem Zwanzigjährigen gern seine Einwilligung.

Der Abschied war kurz: „Mutter, ich muß zurück zum Regiment. Gange nicht um mich, Jacques, mein Reitknecht, sitzt bei unserem Troß, und er wird dich nach der Schlacht sofort berichten. Gutes, hoffe ich.“ Die Gräfin mochte dem Jungen die Trennung nicht schwer machen, und sie unterdrückte ihre Tränen. Sie sah ihn in die Nacht hinaus reiten, bang und forschend, und doch hörte sie mit leisem Jubel eine innere Stimme sagen: „Es ist nicht das letzte Mal, daß Du den Sohn in die Arme geschlossen hast.“

Die Schlacht war heiß. Blutig und verlustreich für die Verbündeten: schlugen die Verteidiger die Angriffe ab, doch die Kaiserlichen und die Engländer verblieben sich in die französischen Stellungen. Dann ging ein Rausen durch die Regimenter: „Der Marschall ist verwundet!“ Und gleich darauf schwirrte das Gerücht auf: „bauseit durch die Glieder der Verteidiger: „Der Marschall ist tot!“

Auch der Leutnant Graf Le Danois hörte es: „Glaubt das nicht! Ich reite zu seinen Leuten.“ „Es ist eine Lüge.“ — „Lüge!“ wollte er sagen, doch eine feindselige Regel geriet ihm das Wort im Munde.

Eine halbe Stunde später kamen Verwundete aus der Kompanie des Grafen zum Troß und einer sah Jacques, den Reitknecht des Leutnants: „Du, Dein Herr liegt dort vorn mit dem Gesicht im Schmutz, mit einer Kugel in der Brust und ist tot!“ Da warf sich der Diener auf sein Pferd und raste in die Linie vor. Sie schossen ihm den Gaul unter den Weinen zusammen, als er gerade die letzten von Le Danois Kompanie erreichte: „Wo liegt der Graf?“ Einer wies mit dem Daumen zur Seite: „Dort drüben.“ Der Diener fand ihn bald. Der Waffentrock war vom Blute gerötet, und Jacques hörte das Herz nicht mehr schlagen. Er wollte den Toten auf den Rücken laden und zurück tragen. Da gingen die Kaiserlichen zum letzten Angriff vor, und die Franzosen mußten zurück. Mit ihnen der Diener. Doch vor la Longueville plagte ihn das Gewissen: „Du darfst den Toten nicht allein dort vorn liegen lassen. Du mußt ihn der Mutter bringen.“ Er stahl sich aus dem Troß, zog den Waffentrock aus, und keiner der Feinde hielt ihn an. Dann fand er die Stelle, wo die Kompanie des Grafen gelegen hatte. Engländer räumten das Schlachtfeld schon auf und verscharrten die Toten. Sie zogen ihnen die Stiefel und Räder aus, die zu schade waren, um mit vergaben zu werden, und warfen sie auf einen Haufen. „Was willst Du hier?“ fragten sie den Diener. „Ich suche meinen toten Herrn Leutnant von Royal Flandres.“ — „Gib den Leutnant!“ Wir haben hier nur einen ge-

runden. Dort liegt er mit den anderen begraben.“ Die Engländer wiesen auf einen fischen Hügel. „Und hier ist sein Waffentrock.“

Da wandte sich Jacques und schlug den Weg nach Ruennes ein. Der Gang fiel ihm schwer: „Es war ihr einziges Kind.“ Am liebsten wäre er umgekehrt, um den Schmerz der Mutter nicht zu sehen. Doch irgend etwas trieb ihn wieder zur Eile, ein unbestimmtes Gefühl, und heuchend rannte er nach Ruennes.

Er traf die Gräfin am Tor. Sie las ihm die Botchaft von den Lippen: „Er ist tot?“ Der Diener nickte. Er stützte die Schwankende. Doch die Mutter raffte sich auf, und unbewußt von einer inneren Gewalt getrieben, sagte sie: „Ich glaube es nicht. Mein Herz sagt es mir, daß er lebt.“ Jacques sah zu Boden und dachte: „Der Schmerz verwirrt sie.“ Da packte die Gräfin seine Hand. „Jacques, wo ist seine Leiche?“ Warum bringst Du sie mir nicht?“

Die Engländer hatten ihn schon begraben, Frau Gräfin.“ Er fühlte ihre Hand zittern. Dann krallte sie ihre Finger um seine Schulter: „Begraben! Er lebt doch! Ich weiß, daß er lebt!“ — „Frau Gräfin, der Schmerz gibt Ihnen unvernünftige Gedanken ein.“ Er erschrak vor dem unerhörten Wort. Doch die Gräfin schien es nicht zu empfinden. Sie gab seine Schulter frei: „Du wirst recht haben. Doch ich will seine Leiche sehen, ihn noch einmal in meine Arme schließen. Laß anspannen!“

Die Karosse jagte in den Abend hinaus. Jacques fand bald das Grab: „Hier.“ — „Die Schaufeln heraus, Jacques!“ Sie gruben, die Mutter und der Diener. Die Engländer hatten ihre Arbeit eilig verrichtet, und die Erde lag nur leicht über dem Waffentrock.

Ein Fuß ragte aus dem Wust der toten Leiber hervor. Die Schaufeln flogen zur Seite, und mit den Händen zitternden fingern grub die Mutter die Erde fort: „Ist er es?“ Es war ein Soldat, und sein zerklüftes, bleiches Gesicht jähnte: „Warum läßt Du uns nicht unversehrte Ruhe?“ Die Sinne drohten der Gräfin zu schwinden, doch sie grub und grub. Sie sah in ein Dugend blutleerer, gelber Antlitz, und nie war es der Sohn.

Dann fand sie ihn doch. Er lag unter seinen Soldaten, und sein Gesicht trug eine andere Gestalt, war fast noch wie das eines Lebenden. Und doch war die Erregung, der Schmerz zu groß, und die Mutter brach über dem toten Sohne zusammen.

Jacques hob sie auf. Und dann straffte ein übermenschlicher Wille die Gestalt der Gräfin. Sie half dem Diener, den Toten aus der Grube heben. Beide hüllten ihn in die Wagentdecken. Die Mutter zog ihn auf den Schoß. „Hör zu, Jacques! Laß die Pferde laufen! Jacques, Jacques, wenn er noch lebt!“ Der Diener stieg hastig auf den Bod, und er dachte: „Sie ist wahnsinnig geworden!“

Er half der Mutter, den Toten in die Halle tragen: „Wohin, Frau Gräfin? Soll der Herr nicht in der Kapelle aufgebahrt werden?“ — „Nein, ich will ihn diese Nacht noch bei mir haben. Ich will ihn warten, als sei er noch ein Kind und am Leben.“ Sie legten ihn vor dem Kamin auf ein Fell, und kopfschüttelnd verließ der Diener die Halle.

Die Mutter kauerte am Boden neben dem Toten. Sie fuhr ihm mit der Hand über die Stirn, über die geschlossenen Augen: „Mein Kind!“ Und dann legte sie seinen Körper in ihren Schoß und küßte sein Gesicht. Sie hätte sich dem Wahnsinn nahe, und doch drückte sie seinen Kopf an ihre Brust, strich ihm mit den zitternden Fingern durch das wirre Haar und preßte wieder ihre Lippen auf seinen Mund, als wollte sie ihm ihr Leben einflößen: „Du kannst nicht gestorben sein!“

Ihre Augen wurden starr: „Der Wahnsinn nart mich!“ Und doch hielt sie den Atem an. Rote Flecken zeichneten sich auf die bleichen Wangen, und ein kaum hörbarer Hauch zitterte stoßweise in die laute Stille. Das Leben wurde stärker, es hob sich unmerklich die Brust, und plötzlich brachen rote Tropfen durch das geronnene Blut der Wunde. Da legte die Mutter den Sohn auf das Fell zurück. Sie haßte nach der Tür, und ihr jubelndes: „Ja, er lebt!“ klang durch das stille Schloß. „Ja, er lebt!“ Jacques, bring Wasser, bring Zucker, er lebt!“

So besiegte die Mutterliebe den Tod. Und so kam es, daß der Graf Le Danois am 1. re 1709 als Achtzigjähriger und als Gouverneur im Hennegau starb, obwohl er schon bei Malplaquet begraben worden war.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: Dr. C. Sankt, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 36

Samstag, 14. September

1929

Vineta

Skizze von Max Dreyer.

Es hat von je viel alte Leute an unserer Küste gegeben; der Älteste, den ich kannte, war der frühere Dorfschmied Kristian Kiegg. An die neunzig Jahre trug er, und trug sie mit geradem Kreuz und steifem Nacken.

Wir beide konnten uns gut leiden. Diefers sah ich bei ihm in dem kleinen, strohgedeckten alten Fischerhaken, seinem Geburtshaus, das an eine Stillehede gedächte über die Dänen lag, hinaus auf die See. Die Schmiebe, die zuerst sein Enkel geführt hatte, war längst in fremde Hände übergegangen.

Ich freute mich an dem zersplitterten Gesicht unter dem kurzgehaltenen, dichten weißen Haar, blau blinkten die Augen, wimperlos und fidegetötet, aber immer noch klar, aus der Gelbräune der Lederhaut, die Schmiebedeuer und salziger Wind um die Wette geerbt hatten. Und meine Freude hatte ich an dem, was das Gehege der abgeworfen, aber immer noch gefunden Zähne an Kunde hergab über Land und Leute, an Sagen und Geschichten und von den Urgeheimnissen der Dinge, der Pflanzen und Tiere, der Erde und der See, und vor allem des Menschentums selber.

War also gefiel er daß. Aber es gab genug Leute, die ihm nicht grün waren. Der neue Pastor mochte ihn nicht — ihm, einem engen Dogmenhüter, war alles Unbestimmte, das nicht den biblischen Stempel trug, verächtlich und ein Greuel. Dann war der Landarzt da, ein tödlich kapierer Chirurg, für den alles, was er nicht abschneiden konnte, auch nicht existierte. Ihm pochte es nicht, daß der alte Schmied die uralte Heilkunde seiner Junst nicht nur auf Tiere, sondern auch auf Menschen angewandte.

Ich kann mich auf das Zeugnis des früheren Geistlichen, eines herrlichen Mannes, dafür berufen, daß Kristian Kiegg ein Heiliger war — mit einer Kraft heimgefußt, unter der er selbst litt wie unter einem Fluch. Daß sie nur tödlich sich auswirkte, wußte er keinen Anhalt und keine Erklärungen gab, qualte ihn nur noch mehr. In solchen Zeiten zeigte sich ihm die Menschen seines Kreises, die bald sterben würden, im Totenhemd, auf der Bahre, oder er sah die Leichenfarbe in ihrem Gesicht.

Er behielt es, so gut er konnte, für sich. Gleichwohl war es ruckbar, daß er übernatürliche Kräfte besaß, und mancher machte vor ihm auf, er hatte nicht die Ohren zu hören und besaß andere Ehrgeize.

Seine Hausgenossin war ein kleines Mädchen von neun Jahren. Eine Enkelin oder Urenkelin des Alten, hatte ich geglaubt. Da hörte ich, daß es seine Tochter war. Alle Achtung! Die kleine Herta war nicht hübsch und ganz ohne Anmut, hatte lange, eckige, schlackige Glieder, war aber frisch, gesund und klug. Wenn sie sich still mit sich selber beschäftigte, hatte sie selbstam vertiefte Traumaugen. Und in ihrem Stimmklang war ein ganz eigentümliches Räuten.

Die Mutter, eine junge Schwedin, hatte er selbst aus Seent getettet. Sie war auf dem gestrandeten Schoner gewesen — hatte sich in Deutschland einen Dienst suchen wollen. Nun war sie bei ihm geblieben, und sie hatten sich lieb gewonnen. Nach einem Jahr, als sie ihm das Kind schenkte, wollte er sie heiraten.

Da geschah etwas, was am tiefsten in sein Leben griff. Sie war nach dem Wochenbett schon wieder im Gange. Da sah er den Tod auf ihrem Gesicht. Der Alte tobte gegen das Schicksal. Dem Tode abtrotzen wollte er sich. Und da — die Kleine hebt den Finger: „Hier, Radding, hier!“ — ein Silberglöcklein ihrer Stimme — und Augen nichts als Augen das ganze leuchtende Gesicht.

Des — er wurde herausgezogen, ins Leben zurückgerufen, sein junges Weib starb. Seither lag ein Schatten auf seinem Wesen. Er war in eine milde Ruhe eingegangen. Die Urkräfte schredeten ihn nicht mehr. Um so hingebener konnte er auf sie laufen. Um so inniger Zeugnis von ihnen ablegen. Um so größer war die Feierlichkeit um ihn.

Und in einer solchen — ich möchte sagen Weihe der Urkraft hörte ich ihn von Vineta Kunde geben.

Ein Schulfreund von mir, Sammler niederdeutscher Volksüberlieferungen, hatte sich hierorts eingefunden. Wir gingen zu dem Alten und sahen mit ihm und der kleinen Herta am Ofen. Draußen stürmte der Schnee.

Mein Freund fuhr sich durch sein starres elektrisches Haar, daß die Funken knisterten, und gab eigene Weisheit zum besten, die der anderen hervorholte. Daß Vineta Wendensdorf heiße, daß das alte Vineta auf der Stätte des heutigen Wollin sich erhoben habe, daß die Sage es als untergegangene Stadt an die Küste Wismors verlege.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Weiß der Volksmund hier was von Vineta?“

„Vertell!“ wandte sich Kristian an seine Tochter. Und die kleine Herta erzählte, in ihrem klingenden Platt: „In alle Tiden wird vor der Insel Rügen, nah bei Die to, allens Land, an der stünn ne grote mächtige Stadt mit mitte Hüser und breede Straten und vele hohe Kircken, eene immer hoer um prächtiger als de anner.“ Aber die Menschen gingen nur noch in die Gotteshäuser, um ihren Bus zu zeigen. Sie dachten an nichts als an Essen und Trinken und Tanzen und schmachten klug und ließen den lieben Gott einen guten Mann sein. Da kam die Sturmflut und verflocht die Stadt. Die Menschen all sind gestorben, verdorben. Aber die Glocken leben noch. Und die klingen und singen immer noch: „Dat et noch wat anners gint up de Welt as eten und drinken und dancen um klognacken. Un wer Uhren hät to hüren, de hört ic.“

Mein Freund hatte Wort für Wort mitnotographiert. Jetzt steckte er befriedigt das Blatt in die Mappe. Für den Klang in der Stimme der kleinen Erzählerin hatte er keinen Sinn gehabt, auch nicht gesehen, wie die knochigen Züge des kleinen Gesichts zuletzt nichts als Märchenaugen waren. Er ist ein Mann der exakten Wissenschaft.

Und als der alte Kristian sagte: „Ich weel dat Flach, dor up de See“, da horchte er nicht auf, er hatte nicht die Ohren zu hören und besaß andere Ehrgeize.

Aber mich mußte der Alte einmal mitnehmen, auf die See, zu der Stelle, wo die Glocken schliefen.

Ein Abend in der Abendzeit. Die Uferhänge schneebedeckt. Das Mondsilber tropft durch die frostharte Luft in die leisigkierende Meerflut. Im Rubberboot fahren wir hinaus. Kristian, Herta und ich. Wir sprechen kein Wort, atmen nur das Licht und trinken die Zaubervelle.

Still ist auch die Welt ringsum. Nur die Rubber plätschern in goldenen Strahlen, Garben und Funken.

Da, fern vom Lande her ein Abendläuten. Und dann aus anderer Richtung ein zweites — und nun von der nächsten Dorfkirche ein drittes. Fromm und rein hallt es durch die Mondwelt.

Noch hind wir nicht am Ziel. Das Räuten der Kirchen das am Ufer ist verstimmt. Wir haben noch zu rudern, eine ganze Weile. Jetzt — der Alte zieht die Riemen ein — die Welt schweigt — das Boot steht still — wir halten den Atem an — und laufen — laufen —

Jetzt hören auch wir — jetzt höre auch ich — der Hall von Glocken aus der Tiefe — dumpfe, dunkle, schwere ertönen — hellere — höhere — von vielen Türmen rufen die Klänge — da unten klingt es und klingt — Verwünschenes, Verlorenes, Begrabenes, Zerstücktes — und Auferstehendes.

Gebannt sind wir in des Lebens, der Zeiten Fülle und Erfüllung —

Ich habe die Glocken von Vineta gehört. Wir sind wieder gelandet. Ich taumele durch die silberblaue Winternacht.

Im Doktorhause ist Licht. Ich soll zum Bridge kommen. Ich komme nicht. Der Doktor — was würde er klugreden! Wir hätten noch die Uferglocken von den Dorfkirchen im Ohre gehabt. Jede Muskel- und Nerventätigkeit hat die Neigung, sich noch eine Zeit fortzusetzen.“ Und der Pastor wird seinen Segen dazu geben.

Aber hat die kleine Herta nicht recht: „Dat et noch wat anners gint up de Welt as eten und drinken und klognacken!“ Ich habe die Glocken von Vineta gehört.

Gewitter über Rom

Zum 100. Geburtstag Anselm Feuerbachs am 12. September 1929. Skizze von Grete Maffé.

Glühend lastet der Himmel über den Hügeln von Rom.

Das Gras auf den Weiden steht wie verdorrt. Träge trotten die Tiere ihres Wages. Der Wind wirbelt den Staub der Landstraßen auf, daß sich die Blätter der Pappeln grau überziehen.

Lucia Brunacci, die Römerin, steht mit ihren braunen Armen weit die Fenster des Ateliers auf. Die bunten Schmuckketten an ihrem Hals klirren, als sie sich hinab beugt. Der Wind gerät an ihrem schwarzen Haar, daß eine Strähne auffliegt wie die Schwinge eines Raben. Bei den Vorübergehenden, nicht weit vom Hause, steht eine Bank. Dort sah Anselm Feuerbach, der Maler, dessen Modell sie ist, und las in einem Buche oder in einem der vielen Briefe, die ihm seine deutsche Mutter aus Heidelberg schrieb.

Nun hat man ihn als Professor an die Wiener Kunstakademie berufen.

Raum eine Woche ist er fort. Sie die Brunacci aber, hat er zur Hüterin seines Ateliers in der Via di San Nicolo di Tolentino eingeweiht. Darin soll sie malten mit Memo, ihrem kleinen Sohne, bis er einft wiederkehrt, denn — wo er auch weilt — es wird ihn auf die Dauer nicht halten, sondern nach dem italienischen Boden zurück reihen.

Die Brunacci beginnt, in Truben und Schrämen zu räumen. Es ist mit Nadel und Faden so mancher Schaden auszubessern. Zu der Zeit, als Feuerbach hier war, gab es keine Mühe zu solchen Dingen. Immer wollte er zeichnen und malen. Sie und den Knaben. Seine Skizzenbücher sind voll von Zeichnungen, die Lucia Brunacci darstellen und ihren Sohn. Sie ward die Medea auf seinen Bildern und die vom Hauch des Abgeschiedens umwehte Euridike, die Orpheus, im Arm die Leier, aus dem Totenreich der Persephone empor führen will, dem Lichte und der grünen Erde zu. Und Kenner, die diese Bilder hier im Atelier gesehen, sagten, Lucia Brunacci, des großen Anselm zweites Modell, stehet der Schwesterfrau Anna Risi nicht nach, die auf seinen Bildern als „Nanna“ lebt.

Nanna hat ihn verlassen. Nanna hat ihn betrogen.

Manches Mal dachte Lucia Brunacci, für Nanna müsse der Tag der Reue kommen. In welchem Wirbel der Welt mag Nanna umher treiben oder untergehen, Nanna, die ihre Schönheit und Würde abgibt, Nanna, die auf

